

Zeitschrift: Berner Schulblatt
Herausgeber: Bernischer Lehrerverein
Band: 52 (1919)
Heft: 45

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 20.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Berner Schulblatt

Organ der fortschrittlich gesinnten bernischen Lehrerschaft
Erscheint jeden Samstag einen Bogen stark
Monatsbeilage: „Schulpraxis“

Redaktor für das Hauptblatt:
Sek.-Lehrer **E. Zimmermann**
in Bern, Schulweg 11

Chefredaktor für die „Schulpraxis“: Schulvorsteher **G. Rothen**,
Bundesgasse 26, Bern
Mitredaktor: Schulinspektor **E. Kasser**, Bubenbergstr. 5, Bern

Abonnementspreis für die Schweiz: Jährlich Fr. 7.50; halbjährlich Fr. 3.75; dazu das Nachnahme-Porto; durch die Post bestellt Fr. 7.70 und Fr. 3.95. **Einrückungsgebühr**: Die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 20 Rp. (20 Pfg.). Bei Wiederholungen grosser Rabatt. **Sekretariat, Kassieramt und Inseratenwesen**: Fr. *Leuthold*, Lehrer in Bern.

Inhalt: Der Mehrwert. — † Johann Rufer, alt Sekundarlehrer von Nidau. — Schulnachrichten.

Der Mehrwert.

(Eine volkswirtschaftliche Studie.)

In seinem Artikel „Anschluss des B. L. V. an den Schweizerischen Gewerkschaftsbund“ bringt Kollege Marbach im Abschnitt III interessante Ausführungen, die, auch abgesehen von ihrem Zweck für uns Jugendbildner, von grosser Bedeutung sind. Geben sie uns doch in kurzen Zügen einen Einblick in die geschichtliche Entwicklung unserer *Volkswirtschaft*, deren Kenntnis für den Geschichts- und Geographie-Unterricht gleich notwendig ist.

An der Richtigkeit der Darstellung, so weit sie sich auf den Tauschhandel bezieht, als derselbe noch nach der Formel „Ware — Geld — Ware“ ablief, kann keinen Augenblick gezweifelt werden. Es bleibt hier nur übrig, zu ergänzen, dass *vor* dem Einsetzen des Naturaltauschhandels, also im Anfang des menschlichen Wirtschaftslebens, die *Urwirtschaft* die herrschende Wirtschaftsform war. Dabei produzierte jeder Mensch, resp. jede menschliche Familie, alles, was sie zum Leben brauchte, selbst; jeder war sein eigener Metzger, Bäcker, Koch, Schneider, Schuster, Landwirt, Zimmermann usw. Die *Urwirtschaft* ist die *unterste* Stufe der Kultur und Wirtschaft.

Mit der *Vermehrung* des Menschengeschlechtes und dem daherigen Auftreten verschiedener individueller Neigungen und Begabungen wurde dann eine höhere Stufe der Wirtschaft und Kultur erstiegen, die der *Arbeitsteilung*. Der eine Mensch wurde Jäger, der andere Waffenschmied, der dritte Hüttenerbauer, der vierte Töpfer, die eine Frau Gärtnerin, die andere Köchin, die vierte Schneiderin oder Putzmacherin usw. Es ist leicht ersichtlich, dass diese Arbeitsteilung erst den Weg frei machte zur Erlangung von Geschicklichkeit, Kunstfertigkeit, Produktionssteigerung und damit zum Aufstieg der gesamten Kultur zu der Höhe, die sie heute mit ihren Flugmaschinen und ihrer elektrischen Kraftübertragung erreicht hat. Die *Arbeitsteilung* also ist der mächtige *Kulturhebel* gewesen.

Die Arbeitsteilung sodann zog den *Warentausch*, den eigentlichen *Tauschhandel* nach sich, wie Marbach es zeigt, zunächst nach der Formel: Ware — Ware. Welche gewichtige Rolle der „Wert“ dieser Waren im Tauschakt spielen soll, ist allerdings nicht recht klar, weil Kollege Marbach nicht näher definiert, was er unter „Wert“ versteht. Für den Menschen, dem die Ware dienen soll, hat sie nur insofern Wert, als sie seine *Bedürfnisse zu befriedigen* geeignet ist. Für den Menschen ohne ästhetisches Gefühl und daheriges Bedürfnis ist das „wertvollste Gemälde“ *ohne Wert*; für den Tauben hat das kunstvollste Musikinstrument keinen Wert usw. In der Volkswirtschaft, d. h. beim Warentausch oder Kauf ist einzig dieses Bedürfnis nebst dem Besitz der nötigen Tauschmittel für die Wertbestimmung, d. i. den *Gesamtpreis*, massgebend. Fehlt das Bedürfnis nach der Ware (ihr Vorhandensein, ihr Angebot vorausgesetzt), oder das Mittel, sie einzutauschen, so hat die Ware weder für den Produzenten, noch für den Konsumenten einen realen Wert. Der sogenannte innere Wert einer Ware kommt beim Tausch, in der Volkswirtschaft, nicht in Betracht, sondern nur die *Grösse des Bedürfnisses* und das *Vorhandensein der Tauschmittel*, beides hier zunächst im Hinblick auf eine andere, für den derzeitigen Besitzer entbehrliche Ware.

Die folgende entwickeltere Stufe der Volkswirtschaft, in der man sich des Geldes bediente, um den Tauschakt leichter zu gestalten, wurde herbeigeführt durch die *Ausbreitung* und *Zerstreuung* der Menschen in weiter von einander *entfernte* Gebiete. Diese grössere Entfernung machte es den beidseitigen Warenbesitzern schwierig und gar unmöglich, mit ihren Waren zwecks deren Umtausches direkt zusammen zu kommen. Und so einigte man sich auf ein allgemein, d. h. in einer bestimmten Volksgemeinschaft (Staat) anerkanntes Tauschmittel, eben das **Geld**, das als Tauschmittel immer „gelten“, „währen“ sollte zur Ermöglichung des Tausches und damit des Lebens. Daher „Geld“, „Währung“; wenn man will, auch „Gewähr“ für das Gelten des Tauschmittels. „Geld in irgend einer Form“, sagt Kollege Marbach. Ja, in Form von Bronzeringen, von Kupfermasseln, von Silber- und Goldplättchen (Regenbogenschüsselchen) usw. Allein, die *Form* ist da nicht die Hauptsache, sondern der *Stoff*. Warum? Fast alle Stoffe — und aus Stoffen bestehen ja alle Waren — leiden an dem Umstande, dass sie mit der Zeit zerfallen, mit andern Worten der Zerstörung irgend einer Art anheimfallen. Das ist also auch mit allen Waren der Fall, die aus den gewöhnlichen zerstörbaren Stoffen bestehen. Wenn wir die *ursprüngliche Gebrauchsfähigkeit* einer Ware als „Wert“ bezeichnen wollen, so können wir jene Zerstörung *Wertverlust* oder *Wertschwund* nennen, und in diesem Sinne nun spielt allerdings der Wert, d. h. die *Wertbeständigkeit* der Ware beim Tausch eine äusserst wichtige Rolle. Es ist klar, dass derjenige Tauscher, dessen Ware die grössere Wertbeständigkeit, die geringere Zerstörbarkeit besitzt, im Vorteil ist gegenüber dem, dessen Ware schnell verdirbt, an Wert verliert. Der erstere kann länger warten mit dem Vollzug des Tausches; so lange, bis der andere gezwungen ist, die Tauschbedingungen des ersten anzunehmen, wenn er nicht seine Ware ganz verlieren will. Dass das ein ungleicher Kampf ist, wird jeder ohne weiteres einsehen. Bei den allermeisten Waren und Stoffen ist aber dieser Unterschied nicht so gross, dass das Gleichgewicht im Wirtschaftsleben wesentlich gestört würde. Anders bei dem Stoffe **Gold**, den man schliesslich als einzigen Geldstoff wählte. Gold rostet nicht, es schimmelt nicht, es wird nicht von Motten gefressen, es verwittert nicht, es fault nicht usw. War's sein Glanz oder war es wohl just seine Dauerhaftigkeit, seine „Währung“, gleichviel, es wurde Geldstoff, **Tauschmittel**, *Ersatz der einen Ware beim Tausch*. Waren sich vorher die beiden

Tauscher mit ihren Waren ebenbürtig (äquivalent) gegenüber gestanden, so war jetzt beim Geldtauschhandel, diese Äquivalenz dahin: das Gold als Geld, der Geldbesitzer, besass ein *grosses Übergewicht* gegenüber der Ware, dem Warenbesitzer; er besass ein *Privileg*, das ihn, ohne ihm direkt Schaden zu bringen, in den Stand setzte, den Tausch der Waren so lange hintanzuhalten, bis der verkaufsbedürftige Produzent sowohl, wie der zum Kauf gezwungene Konsument *in die Knie gezwungen* und willfährig gemacht worden waren, die vom **Geldbesitzer** diktierten Preise zu akzeptieren, erstere möglichst tief, letztere möglichst hoch. Die Preisdifferenz war der *Tribut*, den das *Privileg* des Geldes (seine Wertbeständigkeit) von *beiden Teilen*, dem Produzenten und Konsumenten zu *erpressen* vermochte, wohl gemerkt, *nicht etwa durch Arbeit*, sondern durch *Warten*, durch *Nichtstun*, durch *Streik!* Das war und **ist** das *arbeitslose Einkommen*, die *Ausbeutung*, der *Urzins*. Was hier vom einzelnen Geldbesitzer gesagt ist, das gilt natürlich auch vom *kollektiven Geldbesitzer*, vom Bankkonsortium und wie diese Schöpfungen neuzeitlicher Kulturentwicklung alle heissen; was vom Urzins gesagt ist, gilt natürlich auch von seinen Abkömmlingen, dem Lombardzins (Kapitalzins), der Dividende, dem Spekulationsgewinn usw. Hier haben wir auch den Schlüssel zu dem Rätsel, *warum* sich der Tauschhandel später wieder änderte und nicht mehr bei der Formel blieb: Ware — Geld — Ware.

Sobald nämlich — es ist anzunehmen, dass dies zuerst noch unbeabsichtigt, rein erfahrungsgemäss geschah — das tributerpressende Privilegium des Geldes ersichtlich wurde, verfielen kluge, skrupellose Köpfe bald und leicht darauf, diesen Tausch nun eben in der neuen Form: Geld — Ware — *Mehrgeld* vorzunehmen und so kam die Zeit, wo die Formel des Tausches nicht „Ware“ — Geld — Ware lautete, sondern Geld — Ware — Geld, und zwar, da diese Formel „nur dann einen Sinn hat, wenn das Geld am Ende grösser ist, als das Geld am Anfang, nach der Formel: Geld — Ware — Geld plus Geld (Mehrwert)“. „Das **Geld** nun, das in dieser Operation Geld — Ware — Geld plus Geld läuft, das ist *Kapital*. Es ist, um mit Marx zu reden, Mehrwert (?), rufender Wert (?) — (besser Tribut erpressendes Privilegium) — wobei der Mehrwert (der Tribut) in gewissem reduziertem Masse zum *Profit* wird. Der Kapitalbesitzer (will heissen Geldbesitzer) erringt arbeitsloses Einkommen, von andern erarbeitete Werte, in Form von Zins, Dividende usw., derjenige also, der in dem Prozess Geld — Ware — Geld plus Geld das Geld besitzt, ist der Kapitalist.“ So sagt Kollege Marbach und darin sind wir mit ihm völlig einig.

Allein, wie verhält es sich mit der *Erklärung* der Entstehung des Geld plus Geld, des Mehrwertes? Kollege Marbach sagt, dieser Mehrwert werde aus einer Ware, der menschlichen Arbeitskraft, herausgeschöpft, die, indem sie getauscht und verbraucht wird, Werte schafft und zwar mehr Wert, als das Geld repräsentiert, wofür sie gekauft wird. Aber das ist *falsch*, trotz Marx und allen andern sozialistischen Heiligen! Vorerst nochmals: Wert ist kein absoluter Begriff, sondern ein sehr relativer; er hängt ab von der *Grösse des Bedürfnisses* nach einer Sache und der Fähigkeit dieser Sache, dieses Bedürfnis zu befriedigen. Also ist auch der Mehrwert kein absolutes Ding, das durch menschliche Arbeit beliebig vermehrt und vergrössert werden könnte. Die Gebrauchsfähigkeit einer Ware lässt sich ja wohl willkürlich durch menschliche Arbeit vergrössern, nicht aber die Stärke des Bedürfnisses nach dieser Ware! — *Sodann müsste nach Dr. Marbachs Erklärung die Ware, nachdem sie für eine bestimmte Summe Geld gekauft ist, in jedem Falle zuerst in die „Ware“ menschliche Arbeitskraft ver-*

wandelt werden, um dann den angeblichen Mehrwert zu erzeugen. Dass das nicht der Fall ist, sieht wohl jedermann sofort ein. Kollege Marbach spricht immer von Tausch und Tauschakt: Ware — Ware, Ware — Geld — Ware, Geld — Ware — Geld, wobei man sich vorerst immer eine konkrete, reale Ware vorzustellen hat. Bei der Formel: Geld — Ware — Geld plus Geld jedoch taucht plötzlich etwas ganz anderes, die menschliche Arbeitskraft, als „Ware“ auf. Lauter Geschwindigkeit, keine Hexerei?! Bleiben wir aber einmal bei der geraden Gedankenfolge und belassen auch in der letzten Formel dem Worte „Ware“ seinen geläufigen Sinn! Wie macht sich dann der Tauschakt? Durch menschliche Arbeitskraft sind 500 q Kartoffeln als Ware produziert worden. Der Bauer hat seinen Arbeitern den Lohn bezahlt und rechnet, dass er, um nicht zu Schaden zu kommen, für den q 20 Fr. lösen sollte. Er bietet sie dem Händler zum Kaufe an, damit sie ihm nicht austrocknen und faulen. Die Konsumenten würden sie gerne vom Produzenten direkt kaufen, da ihr Vorrat erschöpft ist und Ersatzmittel ihnen fehlen; aber — angenommen — die Entfernung hindert sie daran. Der Händler seinerseits hat keinen Verlust zu fürchten, die 500 q Kartoffeln braucht er auch nicht für sich, er *kann* warten mit seinem Geld und er *wartet*, bis der Produzent willig geworden ist, ihm die Ware zu 15 Fr. per q (also angenommen, mit eigenem Verlust!) zu erlassen. Er zahlt diesem also die Geldsumme von Fr. 7500, „welche den Wert der Ware repräsentiert“. Nun hat er die Kartoffeln, der Konsument jedoch noch nicht, und da dieser nach ihnen ein grosses Bedürfnis hat, so sind sie ihm per q Fr. 25 „wert“, die er gerne bezahlt. Der Händler hat also einen „Mehrwert“, einen **Profit** erpresst, und zwar — durch menschliche Arbeit? Ja, wenn man seine Berechnung, seine Überlegung als menschliche Arbeit taxieren will. (Auch Advokaten sollen ja für „nächtliches Wachen und Darüber Nachdenken“ gelegentlich Rechnung stellen!) *Nein*, wenn man als menschliche Arbeit betrachtet, etwas für die Gesellschaft Zuträgliches zu schaffen. Der Händler hat dann *keine menschliche Arbeitskraft* aufgewendet, und so konnte ihm auch keine solche den Mehrwert erzeugen.¹ Einzig sein Warten, sein Nichtstun brachte ihm diesen ein mit Hilfe seines Geldprivilegs.

Und so kommen wir zum Schluss, dass nicht der Unternehmer, der Produzent und ursprüngliche Verkäufer der Ware in unserm Beispiel die menschliche Arbeitskraft ausbeuten kann, sondern einzig der Geldbesitzer, indem er den Unternehmer zwingt, seinen Arbeitern den Lohn zu drücken und indem er dem Konsumenten zu hohe Preise abpresst. Der Ausbeuter ist tatsächlich der *Geldbesitzer*, der **Kapitalist**, und dem Unternehmer ist die Ausbeutung der Arbeitenden nur insofern möglich, als er selbst *Geldbesitzer* ist.

Das stimmt auch vollständig, wenn wir der Formel Geld — Ware — Geld plus Geld den Sinn geben, wie ihn Dr. Marbach meint: *Ware als menschliche Arbeitskraft*. Geld steht in der Formel voran, und *Geld* muss der Unternehmer haben, wenn er die Ware menschliche Arbeitskraft eintauschen, „kaufen“ will. Man stelle sich nur einmal irgend einen Unternehmer vor, der absolut kein Geld hat und der es unternehmen will, durch „Kauf“ von menschlicher Arbeitskraft aus dieser Arbeitskraft für sich einen Mehrwert herausschaffen zu lassen. Er stellt sich eine Schar Arbeiter an, lässt sie auf öffentlichem Platze Aufstellung nehmen, kommandiert ihnen hier Arm-, Bein-, Rumpf- und Kopfbewegungen, Feld-, Takt- und Stehschritt, Laufen und Springen, bis sie schwitzen und schöpft

¹ Dass ein allfälliges Umschaukeln oder Umladen durch „menschliche Arbeitskraft“ den Wert der Kartoffeln vermehre, wird man wohl kaum behaupten können.

darauf aus dieser Arbeitsleistung seinen Mehrwert heraus? Nein, nicht? Was denn? — Ja freilich, *Werkzeuge*, einen privaten *Arbeitsraum* und *Rohstoffe*, *Material* zur Verarbeitung muss er seinen „gekauften“ Arbeitskräften zur Verfügung stellen. Zu deren Beschaffung aber braucht es *Geld und wieder Geld*. Und da der supponierte Unternehmer keines hat, so muss er zum **Geldbesitzer** gehen und ihn um welches anpumpen. Der aber sagt, dass er beim Warentausch, beim Handel mit Sicherheit seine 5% Profit (Mehrwert) mache und dass er daher von ihm einen gleichen „Mehrwert“ beanspruchen müsse. Der Unternehmer will markten und bemerkt, dass er bei den voraussichtlich zu zahlenden Löhnen und erhältlichen Produktenpreisen diese 5% schwerlich herausbringen werde. Aber der Geldbesitzer weist ihn darauf hin, dass die Zahl der Arbeitsuchenden sehr gross sei und jährlich immer grösser werde; dass sie deshalb mit der Zeit schon willig werden, mit ihren Lohnforderungen hinunterzugehen. Und was die Produktenpreise anbelangt, so brauche man nur dafür zu sorgen, dass das Angebot der Produkte nicht zu stark werde. Zu beidem brauche es nichts weiter, als vorläufig zu *warten*, bis beide, Arbeiter und Konsumenten mürbe seien. Der Unternehmer aber, der ja kein Geld hat, kann nicht warten; er muss ja auch gelebt haben und so verspricht er dem Geldbesitzer für sein Geld den 5%igen „Mehrwert“ (Zins). Mit dem erborgten Geld beschafft er sich die Produktionsmittel, die Räumlichkeiten, den nötigen Grund und Boden, die Werkzeuge, die Maschinen, die Rohstoffe usw. Diese stellt er den Arbeitsuchenden zum Gebrauche zur Verfügung. Sie schaffen nun mit diesen Produktionsmitteln und ihrer Arbeitskraft die für den Konsumenten bestimmten Waren. Der Unternehmer kauft ihnen diese produzierten Waren ab entsprechend dem zu erwartenden Verkaufspreis. Allein, er *kann* den Arbeitern nicht den vollen Verkaufspreis seiner Waren auszahlen; vielmehr geht davon ab: 1. Der dem Geldbesitzer zu entrichtende Zins von 5%. 2. Die für den Gebrauch und die Abnutzung der Produktionsmittel von den Arbeitern zu fordernde Entschädigung. 3. Der Betrag, den der Unternehmer für *seine* Bemühungen (Läufe und Gänge, Berechnungen, Aufsicht usw.) zu seinem Lebensunterhalt beanspruchen muss. 4. Ein Betrag als Reserve für den Fall, dass die Waren zu einem niedrigeren Preise als vorgesehen, losgeschlagen werden müssen. Was derart von dem mutmasslichen Verkaufspreis der Waren übrig bleibt, das ist der **Lohn**, den der Unternehmer den Arbeitern zahlt. Tritt nun der Fall ein, dass die Verkaufspreise dieser Waren infolge zu grossen Angebotes und zu geringer Nachfrage weit unter dem Betrage stehen, der für die genannten Ansprüche nötig wäre, so resultiert auch **kein Mehrwert**, namentlich nicht für den Unternehmer. Er muss seinen Betrieb schliessen, die Arbeiter entlassen, seine Produktionsmittel verwittern, verlottern, verrostet, zugrunde gehen lassen und selbst sich unter die Arbeitsuchenden begeben oder den Bettelstab ergreifen; denn Geld zur Fortsetzung seines Betriebes wird er vom Geldbesitzer keines mehr erhalten. Und hätte er selber solches besessen, so würde er es jedenfalls jetzt verlieren, mindestens in dem Betrage, wie seine verschiedenen Verpflichtungen den Erlös aus den produzierten Waren übersteigen. Ganz gewiss sind nicht alle Fallimente nur auf schlechte Betriebsweise, leichtsinnigen Lebenswandel u. dgl. zurückzuführen. Und wohin ist dann der angebliche Mehrwert gekommen?

Freilich ist es dem Unternehmer unter Umständen möglich, den Lohn seiner Arbeiter mehr herabzudrücken, als die obgenannten Abzüge ausmachen und sich so arbeitsloses Einkommen zu verschaffen. Das ist aber nur möglich bei einem *Überschuss von Arbeitsuchenden* im Verhältnis zur Menge der *vorhandenen Arbeits-*

mittel. Da die Zahl der Arbeitssuchenden infolge der natürlichen Vermehrung der Menschen immer zunimmt, die Erstellung *neuer Arbeitsmittel* aber durch den *Geldbesitzer* mit seinem Geldprivilegium *beschränkt* werden kann und auch beschränkt wird, so besteht eben jener *Überschuss von Arbeitssuchenden* in der Regel auch wirklich (vgl. auch den Lehrerüberfluss!), und daher rührt die ungenügende Belohnung. Aus diesem Grunde *scheinen* die Arbeitsmittel Kapital zu sein, ob schon sie es nicht wirklich sind; denn Kapital ist ja das **Geld**, das Ware kauft, um daraus Geld plus Geld, d. i. Mehrgeld zu lösen. Die Arbeiterschaft, wie auch die Lehrerschaft, suchte jenen Überschuss von Arbeitssuchenden, jenes Überangebot von Arbeitskraft zu reduzieren durch Zusammenschluss zu grössern Ganzen, durch Organisation in *Gewerkschaften*. Statt ihrer Hunderte oder Tausende ist es da nur *einer*, welcher um den Lohn verhandelt. Aber selbstverständlich wird dieser Vorsprung der Arbeitssuchenden wieder aufgehoben, wenn auch die Unternehmer sich organisieren. Und dass sie dies tun, das wissen wir. Und nicht nur die Unternehmer, auch die *Geldbesitzer* organisieren sich in den Bankkonsortien, um der reduzierten Zahl von lohnansprechenden Arbeitssuchern in ebenso reduzierter Zahl entgetreten zu können. Nun mag der Tanz von neuem losgehen, bis man sich gegenseitig die Köpfe einschlägt oder zur Einsicht gelangt, dass man sich in einem ewigen Kreise dreht! Angenommen einmal, die heutigen Proletarier würden zur Macht gelangen und die gesamte Produktion verstaatlichen, kommunalisieren oder sozialisieren, das Geld aber im Privatbesitz lassen und namentlich auch nicht an seinem Privileg der Wertbeständigkeit rütteln. Wie lange würde es gehen, bis der Sozialstaat wieder dem Geldbesitz tributpflichtig wäre, einer andern Geldaristokratie vielleicht, aber jedenfalls einer Geldaristokratie! Oder gedenkt man die ganze Volkswirtschaft wieder auf die primitive Stufe der Urwirtschaft oder des Warentausches zurückzuschrauben? Wenn nicht, so vergesse man nicht, was schon das Volk vom herkömmlichen Gelde erfahren und ausgesprochen hat:

„Das Geld regiert die Welt!“



† Johann Rufer, alt Sekundarlehrer von Nidau.

Am 5. Oktober starb an den Folgen eines Unfalles alt Sekundarlehrer *Johann Rufer*. Der Mann hat es um die bernische Schule und Lehrerschaft verdient, dass wir seiner im „Schulblatt“ gedenken.

Johann Rufer war ein Mann eigener Kraft. Nicht durch fremde Hilfe ist er emporgestiegen, sondern er hat sich selber emporgearbeitet, dank seiner Talente und dank seiner Tatkraft, verbunden mit einem Sinn, der aufs Praktische gerichtet war. Wenn dieser bedeutende Mann, dessen Stimme so viel galt „in der Landsgemeinde“, keine politische Führerrolle spielte, so ist dies auf den Umstand zurückzuführen, dass ihm die wichtigsten Eigenschaften eines politischen Führers abgingen, und das ist der persönliche Ehrgeiz, die Streberei und das geschickte Anpassungsvermögen an die momentanen politischen Modeströmungen. In seiner Zwitterstellung als Fixbesoldeter und Landwirt kannte er die Nöte sowohl der einen wie der anderen, was ihn davor bewahrte, in einseitiger Weise Stellung zu nehmen.

In bescheidenen Verhältnissen in Lyss aufgewachsen, wirkte er als junger Lehrer vorerst in seiner Heimatgemeinde und dann noch kurze Zeit an der Oberschule von Erlach. In Genf und Bern bereitete er sich auf das Sekundar-

lehrerexamen vor und kam im Jahre 1877 als 24jähriger junger Mann an die Sekundarschule von Nidau, an der er über 40 Jahre lang lehrte und wirkte. Nicht Rücksichten oder Gebrechen des nahenden Alters bewogen ihn im Frühjahr 1918, den Rücktritt vom Lehramt zu nehmen. Als rüstiger Mann, im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Kräfte, die er sich beide so lange erhalten hatte durch die gesunde Arbeit auf Wiese und Acker, zog er sich auf sein prächtiges Landgut, die Längmatt, zurück. Dieses Gut war mit den Jahren gewachsen, und obschon zwei tüchtige Söhne demselben vorstanden, so verlangte die durch den Krieg geforderte Hebung der Eigenproduktion doch noch weitere Arbeitskräfte. Zudem wuchs die Zahl der stellenlosen Lehrer beständig. Nicht zuletzt die Rücksicht auf den letzten Umstand bewog unsern Kollegen Rufer, die ihm ans Herz gewachsene Schule zu verlassen.

Johann Rufer hatte das seltene Glück, die kleine Schule von 1877 wachsen und gedeihen zu sehen. Zu den zwei Klassen gesellte sich bald die dritte, dann die vierte und schliesslich, gegen das Ende seiner Lehrtätigkeit, die fünfte. Er erlebte es auch, wie die sozialen Erleichterungen mit der Entwicklung der Schule Schritt hielten: die Abschaffung des Schulgeldes für die Kinder der Ortsansässigen, die Einführung der unentgeltlichen Lehrmittel und Schulmaterialien, die Abschaffung der Eintritts- und Promotionsgelder, d. h. deren Ablieferung oder Überschreibung von der Gemeindekasse in das Sekundarschulgut. Er hatte ferner die Genugtuung zu erleben, wie am Kanal draussen ein neues Schulhaus entstand, damit die überfüllten Klassen getrennt und die ausserhalb des Schulhauses einlogierten Klassen in zweckdienlichen Räumen untergebracht werden konnten. Wir gehen durchaus nicht fehl, wenn wir die gedeihliche Entwicklung unseres Schulwesens neben dem gesunden Verständnis der Bevölkerung auch dem erfolgreichen Wirken der Lehrerschaft und nicht zum mindesten dem Dahingegangenen zuschreiben.

Mit ganzer Seele hing Johann Rufer an seiner Schule, an der Stätte seines ersten Wirkens. Er blieb ihr treu, ob auch noch so glänzende und verlockende Berufungen grösserer Schulen an ihn gelangten, die den Verfasser ganz vorzüglicher Lehrbücher der französischen Sprache für sich zu gewinnen suchten.

Johann Rufer traf in Nidau im Jahre 1877 wohl kleine, aber nicht kleinliche örtliche Verhältnisse an. Aber das Städtchen Nidau herbergte eine regsame Bevölkerung, die, angesichts des grossen Werkes der Juragewässerkorrektion, das seiner Vollendung entgegenschritt, hoffnungsvoll in die Zukunft blickte. Er traf daselbst eine Tafelrunde hervorragender Männer an, die vom gleichen Holze geschnitten waren wie jene tüchtigen Seeländer, die an der politischen Umgestaltung von Kanton und Bund in den dreissiger und vierziger Jahren so regen Anteil genommen, unerschrockene Parteigänger eines Dr. J. R. Schneider, Jakob Stämpfli u. a., die mit diesen Volksmännern in regem Verkehr und Gedankenaustausch standen, und die ihren Blick über die engen Schranken der örtlichen Verhältnisse auf höhere Ziele zu lenken wussten, darob aber nicht versäumten, im engen Kreise das praktisch durchzuführen, was sie im Grossen anstrebten. Ein besonderes Augenmerk richteten die alten Radikalen ja auf die Entwicklung des Schulwesens; Kollege Rufer liebte es, zu erzählen, wie es damals nur einer Andeutung bedurfte, um diese oder jene Verbesserung im Schulwesen zu erlangen. In ein solches geistiges Milieu hinein passte der junge, strebsame Mann.

Sofort erkannte Johann Rufer mit seinem Freund und Kollegen Christian Marti, mit dem er in seinen ledigen Jahren eine fröhliche Junggesellenwirtschaft

betrieb und bis zu dessen Tode in seltener Freundschaft Freud und Leid teilte, dass die bernische Sekundarschule an einem schweren Übel litt: die Lehrmittel, vor allem jene des fremdsprachlichen und Mathematikunterrichts, waren total unzulänglich. Bei der blossen Erkenntnis blieben sie jedoch nicht stehen; sie fühlten sich vielmehr der grossen Aufgabe gewachsen, der Schule neue Lehrbücher zu schaffen. Mit ihren guten Ideen über die Reform des Mathematikunterrichts drangen sie leider damals nicht durch. Kollege Marti, der sich hauptsächlich mit diesem Gebiet befasste, ging etwas zu radikal vor. Einen um so grösseren Erfolg hatte dagegen Johann Rufer mit seinen Lehrbüchern der französischen Sprache. *Diese Lehrbücher waren für jene Zeit eine pädagogische Tat und eine Leistung, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.* Mit ihnen zog neues, fröhliches Leben in den fremdsprachlichen Unterricht, und als einer der ersten hat Rufer der neuen Methode und den neuern Methodikern den Weg geebnet und die Bahn gewiesen.

Es mag und wird ja auch sein, dass heute die Ruferschen Lehrbücher in mancher Hinsicht überholt worden sind. Er selber — und das ist ein schöner Zug an ihm, dessen sich nicht jeder Methodiker rühmen kann — versteifte sich nicht hartnäckig auf seine ursprünglichen Ideen, sondern trug den Neuerungen vielfach Rechnung und war dankbar für jede Anregung, die ihm von Fachmännern übermittelt wurden und scheute keine Mühe und Arbeit, die Anregungen zu prüfen, und wenn sie ihm einleuchteten, zu untersuchen, wie sie zu verwerten wären.

Gleich schöne Erfolge, wie mit seinen Lehrmitteln, erzielte er als Lehrer im Unterricht. Zahlreich sind die Schüler, die mit Hochachtung von ihrem ehemaligen Lehrer reden und die sich dankbar an seinen anregenden Unterricht erinnern. Johann Rufer war kein Drillmeister. Auf glänzende Examenleistungen gab er nicht viel. Er war darum auch ein offener Gegner jener Inspektionen, jener Anmassungen, auf Bruchteile von Zehnteln genau Schule und Lehrer taxieren zu wollen. Er war ein offener Gegner jenes Inspektionssystems, unter dem die bernische Schule so lange litt — die Frage, ob's heute besser geworden ist, lasse ich offen — und hielt mit seinem Urteil nicht hinter dem Berge, auch vor dem Inspektor nicht. Manch fröhliches Intermezzo zwischen ihm und seinem „Freund aus Neuenstadt“ könnte erwähnt werden, wenn der Raum es gestattete.

Johann Rufer war dem Drill und Gedächtniskram abhold. Die Kinder sollten sehen und erkennen lernen, das war ihm die Hauptsache. Der Weg zur Erkenntnis führte bei ihm durchs Herz und Gemüt. Diesen Weg wusste er zu finden, weil in seinem Herzen selber jene Saiten klangen, die den Grundton des kindlichen Gemütes bestimmen: die Freude am Schönen und Guten und kindlich Einfachen. Und wie gerne liess er diese Saiten klingen! War er auch Choleriker von Natur, konnte er auch aufbrausen und tadeln, so gewann doch bald seine angeborene Freundlichkeit und Frohnatur wieder die Oberhand und das Gewitter verzog sich, ohne „einzuschlagen“. Darum hingen die Kinder auch an ihm wie an einem lieben Vater. Seit anderthalb Jahren hatte er die Schule aufgegeben; als er aber auf dem Krankenbette lag, da gingen die Schülerinnen in der Morgenfrühe vor sein Haus und sangen ihm ungerufen seine Lieblingsliedchen: Es lebt in jeder Schweizerbrust, und das andere: Am Brunnen vor dem Tore. Das war an seinem Todestage. Die Liedchen klangen fort in seiner Brust; er wurde ihrer nicht mehr los; mit den beiden Liedchen auf den Lippen sank er hinüber in die Todesnacht . . .

So stand er zur Schule, so zu den Schülern. Ein gleich schönes Verhältnis verband ihn mit seinen Kollegen. Für die Ehre und Anerkennung unseres Standes ist er stets mit aller Kraft eingestanden; wo diese in Frage kam, sah er über alles Gegensätzliche und Trennende hinweg.

Eine zahlreiche Gemeinde stand am 8. Oktober in aufrichtiger Trauer an Johann Rufers Grab. In Anlehnung wohl an Lenaus Postillon sangen ihm die Schüler und ein Halbchor der Harmonie Biel neben ergreifenden Trauerliedern auch seine Lieblingslieder zum Abschied ins Grab. Es mochte dies bei manchem etwas befremdend wirken; aber wenn man den Zusammenhang kennt und weiss, wie sehr er den einfachsten Volksliedern den Vorzug gab, so wird man es begreifen. Am Grabe zeichnete Kollege Sommer das lebensstreuende Bild des Dahingegangenen als Schulmann; weitere Ansprachen hielten die Herren Grossrat Gnägi, Gerichtsschreiber Tschanz und Pfarrer Helbling. — Der frische Grabhügel an der Hub zu Nidau, bedeckt von zahlreichen Kränzen und den Blumen des Herbstes, birgt einen bedeutenden Mann, der sich einen guten, bleibenden Namen in der bernischen Schulgeschichte erworben hat. P. R. B.-N.

Schulnachrichten.

Die Nationalratswahlen. Die grosse Wahlschlacht ist geschlagen; die Sieger werden gefeiert und die Gefallenen betrauert. Von den 13 Nationalratskandidaten, die in unserem Kanton dem Lehrerstand entnommen worden waren, haben nur zwei vor dem souveränen Volk Gnade gefunden, die andern müssen sich mit dem grössern oder kleinern Achtungserfolg begnügen. Die Herren *Otto Graf*, unser Vereinssekretär, und Lehrer *Möckli* in Neuenstadt sind die Glücklichen (?), die ins Parlament einziehen werden. Sie haben ihren Erfolg wohl nicht zum wenigsten den Stimmen ihrer Kollegen zu verdanken. Zu ihnen werden sich aus der Nord- und Ostschweiz gesellen Herr *Killer*, Lehrer in Baden, und Herr *Hardmeier*, Lehrer in Uster, so dass der neue Rat ein Trüpplein von 4 Männern der Schule in seinen Reihen zählen wird. Dass sie verschiedenen politischen Parteien angehören, wird sie nicht verhindern, miteinander Fühlung zu nehmen und in allen Fragen, welche die Schule betreffen, zusammenzustehen, und solche Fragen werden die nächsten Jahre in Fülle bringen. Die Gewählten sind erstklassige Vertrauensmänner der Lehrerschaft und haben auf kantonalem Boden erfolgreich gearbeitet. Wir sind überzeugt, dass sie auch auf dem grösseren Felde der Eidgenossenschaft sich tüchtig erweisen werden, und die schweizerische Lehrerschaft darf mit Recht grosse Hoffnungen auf sie setzen.

Hauptversammlung der Witwen- und Waisenkasse der Lehrer an bernischen Mittelschulen. Etwas zahlreicher als gewöhnlich versammelten sich am 1. November die Mitglieder der Witwen- und Waisenkasse der Mittellehrer zur 5. Hauptversammlung; es waren etwa 40 Mann anwesend. Der Jahresbericht und die Rechnung über das Jahr 1918 sind den Mitgliedern seinerzeit gedruckt zugestellt worden und gaben zu keinen besonderen Bemerkungen Anlass. Die Rechnung schliesst mit einem Vermögenszuwachs von Fr. 21,584. 25 ab und ergibt auf den 31. Dezember 1918 einen Vermögensbestand von Fr. 78,866. 25. Die Vergütungen an den Kassier und an den Sekretär wurden auf Fr. 500 und 100 erhöht und für die übrigen Vorstandsmitglieder wurde ein Sitzungsgeld von Fr. 10 festgesetzt. An Stelle des zurücktretenden Seminardirektors Dr. Zürcher wurde Sekundarlehrer

Walther in Bern in die Verwaltungskommission gewählt und als neuer Rechnungsrevisor beliebte Sekundarlehrer *Dr. Boss*. Da die kommende Neugestaltung der Besoldungen und der Pensionierung auch die Witwen- und Waisenkasse in Mitleidenschaft ziehen wird, so wurde die versicherungstechnische Bilanz, die nach den Statuten auf Ende dieses Jahres in Aussicht genommen wurde, schon auf 30. Juni 1919 aufgestellt. Sie ergibt ein durchaus günstiges Resultat und würde gestatten, ohne Vergrößerung der Jahresprämie die Witwenpension von Fr. 200 auf Fr. 300 zu erhöhen. Einer langen Diskussion rief die Stellungnahme zur neuen Besoldungsordnung. Der Vorstand hatte, um die Interessen der Kassemitglieder zu wahren, eine Eingabe an die grossrätliche Kommission vorbereitet, in welcher er dem Wunsche Ausdruck gab, es möchten aus dem Gesetzesentwurf die Bestimmungen über Anschluss der Mittellehrer an die Lehrerkasse gestrichen werden und es sei dagegen der Ausbau der Witwen- und Waisenkasse zu begünstigen durch Einführung des Obligatoriums und durch Gewährung eines Staatsbeitrages von Fr. 50 per Mitglied und es seien die Bestimmungen über Altersversorgung in modernem Sinne zu revidieren, so dass die Pension ohne Beitrag des Lehrers erhöht würde. Erst in zweiter Linie sah die Eingabe einen Übergang der Witwen- und Waisenkasse an die Lehrerversicherungskasse vor und wünschte für diesen Fall, dass die bisherigen Kassemitglieder nicht schlechter, sondern eher besser gestellt werden sollten als bis dahin. Die viel benutzte Diskussion ergab aber, dass ein Ausbau der Kasse nur bei sehr hohen Prämien möglich wäre und dass durch eine besondere Aktion der Witwen- und Waisenkasse eine Gefährdung des Besoldungsgesetzes herbeigeführt werden könnte und so fand man sich endlich in dem einstimmigen Beschlusse, es sei eine Eingabe an die Unterrichtsdirektion zu richten, dahingehend, es möchte bei der Aufstellung der Statuten der Versicherungskasse für Mittellehrer die bestehende Witwen- und Waisenkasse von der neuen Kasse übernommen werden, so dass die Rechte der Mitglieder gewahrt bleiben und ein weiterer Ausbau der Kasse möglich sei.

Neue Besoldungsreglemente an bernischen Mittelschulen.

	Grundgehalt	Alterszulagen			Endbesoldung
Riggisberg	Fr. 4800	6 a	Fr. 200	nach je 2 Dienstjahren	Fr. 6000
Thun					
Lehrer	„ 6000	12 „	„ 150	„ „ 1 Dienstjahr	„ 7800
Lehrerinnen	„ 4200	12 „	„ 150	„ „ 1 „	„ 6000
Biel					
Lehrer d. Oberabt.	„ 6400	12 „	„ 233	„ „ 1 „	„ 9200
Lehrer d. Unterabt.	„ 5300	12 „	„ 225	„ „ 1 „	„ 8000
Lehrerinnen	„ 4400	12 „	„ 190	„ „ 1 „	„ 6680
Brügg	„ 5500	10 „	„ 170	„ „ 1 „	„ 7200

Brienz. Die stark besuchte Einwohnergemeindeversammlung verwarf einen Antrag der Sekundarschulkommission auf Ausrichtung einer Teuerungszulage von Fr. 500 an die Sekundarlehrer.

Mitteilung. Die „Bernische Vereinigung für Handarbeit und Schulreform“ beginnt neben andern Kursen, deren Ausschreibung demnächst erfolgen wird, im Winterschulhalbjahr 1919/20 einen *Kurs für Vortragsübungen auf phonetischer Grundlage*. Er steht unter der Leitung des Herrn Prof. Dr. O. von Greyerz und ist gedacht als Fortbildungskurs für Lehrer und Lehrerinnen der bernischen Primar- und Mittelschulen.

Die Teilnehmer scheiden sich in aktiv Mitarbeitende in der Zahl von 18 bis höchstens 20 und Hörer in nicht beschränkter Anzahl. Die Unterrichtszeit ist festgesetzt auf 2 Wochenstunden zu 45 Minuten, Freitag abends von 5 Uhr an. Beginn Freitag den 14. November nächsthin. Kursort ist die Stadt Bern. Die Wahl des Lokals erfolgt je nach der Zahl der Anmeldungen und wird den Teilnehmern gleichzeitig mit der Beantwortung ihrer Anmeldung mitgeteilt.

Ein Kursgeld wird bei Bewilligung eines der bernischen Unterrichtsdirektion eingereichten Subventionsgesuches nicht erhoben. Dagegen ist die Anschaffung des vom Kursleiter eigens vorbereiteten Übungsbuches zum Preise von ungefähr Fr. 2 unerlässlich. Anmeldungen zur aktiven oder passiven Teilnahme sind an F. Born, Sekundarlehrer in Bern, Altenbergrain 16, zu richten.

Billige Ski für die Jugend. Dem Schweizerischen Skiverband ist es auch dieses Jahr gelungen, für unsere Jugend billige Ski zur Abgabe bringen zu können. Es sind dies Ski nur in Längen von 150—190 cm, mit Huitfeldt-Bindung, zum Preise von Fr. 15 bis Fr. 16.50. Bestellungen sind direkt an Björnstad & Cie., Bern, zu richten.

☞ Sämtliche Zuschriften, die **Redaktion** betreffend, sind an **Sekundarlehrer Ernst Zimmermann, Bern, Schulweg 11**, zu richten; diejenigen, die **Expedition** betreffend, an die **Buchdruckerei Böhler & Co., Bern**.

Lehrergesangsverein Bern. Gesangprobe, Samstag den 8. November, nachmittags 4 Uhr (Damen 3 $\frac{1}{2}$ Uhr), im Konferenzsaal der Französischen Kirche.
Zu zahlreichem Besuch ladet ein Der Vorstand.

Lehrerturnverein Bern und Umgebung. Übung, Samstag den 8. November, nachmittags von 2.30 bis 3.45 in der Turnhalle des städtischen Gymnasiums. Stoff: Mädchenturnen im Winter.

Lehrergesangsverein des Amtes Konolfingen. Übung, Sonntag den 9. November, nachmittags 1 $\frac{1}{4}$ Uhr, im Hotel „Bahnhof“ in Konolfingen.
Zahlreiches Erscheinen erwartet Der Vorstand.

Bijouterie :: Horlogerie Zigerli & Co., Bern

Grosse Auswahl 14 Spitalgasse 14 Billige Preise

J. Hirter, Bern  **Steinkohlen, Koks, Briketts**
en gros en détail



Die Schweizer in Berlin

Emmentaler Volksschauspiel
mit Gesang.
Preis 1 Fr.
Verlag **J. Wirz, Wetzikon.**
Theaterkatalog gratis.

Theaterstücke

berndeutsche, sind zu be-
ziehen bei **G. Wagner,**
Lehrer, **Thun.**

Pianos und Flügel ferner Harmoniums

erstklassige Weltfabrikate,
prachtvoller Ton, tadellose
Arbeit, neu, von Fr. 400 bis
Fr. 850. 151

O. Hofmann, Bern,
Bollwerk 33

Telephon 49.10

NB. Lehrerinnen und Lehrer
erhalten den Höchstrabatt.

Pianos

liefern vorteilhaft auch
gegen bequeme Raten

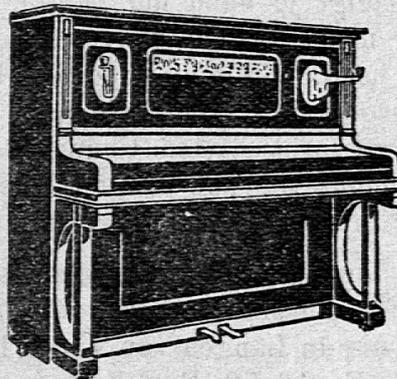
F. Pappé, Söhne

Nachf. v. F. Pappé-Ennemoser

Bern

Kramgasse 54

PIANOS



**Harmoniums
Musikalien**

Violinen :: Saiten

Alleinvertretung der
Burger & Jacobi
und
Schmidt-Flohr-Pianos

oo
Spezial-Atelier für
künstl. Geigenbau
und Reparaturen

HUG & Co., ZÜRICH
Sonnenquai

Grösste Auswahl in
Noten für jeglichen
musikalischen Bedarf

oo
Kulante Bedingungen
Kataloge kostenfrei
Vorzugsbedingungen für die
Lehrerschaft

Unterstützt das

Schulmuseum

durch die

LOTTERIE

50,000 Treffer im Betrag von Fr. 250,000

Haupttreffer: Fr. 20,000, 10,000, 4000

Lose à Fr. 1 und Ziehungslisten à 20 Cts. sind zu
beziehen von der **Gewerbekasse in Bern** gegen
Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages mit
Porto auf Postcheck-Konto III/2275.

 **Gewinn sofort ersichtlich.** 

Reinertrag für Schulmuseums-Neubau bestimmt. Auf
je 100 Lose 12 Gratislose. Wiederverkäufer gesucht.

 *Bitte an die Leser: Wir empfehlen
unsern Lesern angelegentlich, bei Bedarf
die in unserm Blatte inserierenden Ge-
schäfte zu berücksichtigen und dabei das
„Berner Schulblatt“ zu nennen.*